

# Ethische Leitplanken für die sozialwissenschaftliche Begleitung und Beratung\*

Walter Herzog

## I.

Ich möchte zunächst einige begriffliche Klärungen vornehmen. Die Terminologie im Feld von Ethik und Moral ist uneinheitlich, weshalb mir ein paar Definitionen nützlich erscheinen.

*Erstens* verstehe ich unter Ethik die Reflexionsebene der Moral (vgl. Frankena 1981, p. 20; Luhmann 1990). Wie sich die Wissenschaftstheorie mit Fragen der Wissenschaft oder die Ästhetik mit Fragen des Schönen beschäftigt, ist die Ethik auf Fragen der Moral bezogen.

*Zweitens* differenziere ich das Feld der Moral in zwei Bereiche, von denen der eine eine weitere Unterteilung erfährt. Die zwei Bereiche sind das *gute Leben* auf der einen Seite (Lebenskunst, Glücklichein, Ethik als Lehre vom gelingenden Leben; vgl. Schmid 1991; Spaemann 1989) und das (soziale) *Zusammenleben* auf der anderen Seite. Im ersten Fall können wir mit Erich Fromm (1985) auch von einer "humanistischen Ethik" sprechen. Für Fromm liegt im "Wohl des Menschen" das "einzige Kriterium für ein ethisches Werturteil" (Fromm 1985, p. 20). Es ist dies die Perspektive der antiken Ethik, die danach fragt, was dem Menschen zuträglich und angemessen ist. Die Perspektive der modernen Ethik ist demgegenüber im Allgemeinen auf die sozialen Beziehungen der Menschen gerichtet.

Es gibt durchaus Gründe, die Lebensführung aus dem Bereich der Moral auszugrenzen, doch für eine pädagogische Position (die ich hier einnehmen möchte) ist die Frage nach dem guten Leben unausweichlich. Wobei die

---

\* Referat an der 33. Arbeitstagung der ASP vom 24.-26.5.2001 an der Eidgenössischen Sportschule Magglingen (ESSM).

"Frage nach dem wahren Glück" (Tugendhat 1980, p. 64) heute nicht mehr auf die substantielle Ebene eines *wesenhaften* Glücks rückbezogen werden muss bzw. kann, sondern auf die Form des Menschseins verweist, das so zu gestalten ist, dass es eine freie Festlegung in dieser Frage erlaubt (vgl. ebd., p. 72f.). Moralische Fragen sind *praktische* Fragen. Wenn der Mensch nicht nur gegenüber anderen in Beziehung steht, sondern auch gegenüber sich selbst, wachsen ihm (auch) Pflichten gegenüber sich selber zu.<sup>1</sup>

*Drittens* möchte ich das zweite Feld moralischer Fragen, den Bereich des menschlichen Zusammenlebens, insofern differenzieren, als es dabei um zwei Perspektiven geht: die Perspektive der *Gerechtigkeit* und die Perspektive der *Wohltätigkeit*. Diese Zweiteilung lässt sich nicht nur ethisch begründen (vgl. Frankena 1981); sie macht auch psychologisch Sinn (vgl. Herzog 1991). Denn die beiden moralischen Prinzipien ergeben sich aus zwei Grundtendenzen menschlichen Verhaltens, menschlicher Motivation und menschlicher Entwicklung: Trennung (Differenzierung, Individuierung) und Verbindung (Zuwendung, Integration).

Die Gerechtigkeit ist ihrer Natur nach auf Separierung ausgerichtet. Sie ist ein *negatives* (defensives) Prinzip. Gerech ist, wer dem anderen das Seine und der anderen das Ihre gibt. Nach dem Prinzip der Gerechtigkeit handelt auch, wer für sich selbst das ihm Zustehende beansprucht. Die Gerechtigkeit verlangt nicht *Zu-Wendung* zum anderen, sondern *Zu-Teilung*. Jeder soll bekommen, was ihm zusteht (austeilende Gerechtigkeit). Prinzipien der Gerechtigkeit implizieren die Trennung der Menschen und ermöglichen den vereinzelt Einzelnen, ihr je eigenes Leben gut zu führen.

Doch die Menschen denken nicht nur an sich selbst. Gerade die Psychologie kann zeigen, dass sie auch aufeinander bezogen sind und füreinander sorgen.

---

<sup>1</sup> Das gilt insbesondere aus pädagogischer Perspektive. Man kann sich auf die Position von Habermas stellen und die Frage nach dem Guten aus dem Bereich der Moral ausgrenzen. Das macht aber nur solange Sinn, wie wir es mit Erwachsenen zu tun haben, bei denen wir davon ausgehen (können), dass sie für ihr Leben selbst verantwortlich sind. Die Voraussetzung kann nicht für Kinder gelten, die zu einer bestimmten Lebensform erst noch finden müssen.

Die Fürsorge, das Wohlwollen und die Barmherzigkeit sind genauso moralische Prinzipien wie die Gerechtigkeit. Wo die Vernunft als Organ des Guten in den Hintergrund tritt (wie in den Religionen), da steigt sogar die *Liebe* zum höchsten moralischen Prinzip auf. Die Liebe ist beinahe das Gegenteil der Gerechtigkeit. Denn Liebe gibt es auch dort, wo kein Anspruch besteht, wo niemandem etwas geschuldet wird und wo kein Konflikt zu lösen ist. Die Liebe ist ein *positives* (offensives) Prinzip. Sie bejaht den anderen und geht auf ihn zu.

## II.

Ich bin deshalb etwas ausführlicher auf definitorischen Fragen eingegangen, weil meine erste These lautet, dass der Sport aus dem breiten, dreiteiligen Spektrum der Moral einen vergleichsweise engen Ausschnitt herausschneidet. Im Sport geht es im Wesentlichen um Fairness, d.h. um Gleichheit und Gerechtigkeit, aber nicht um Fürsorge oder Wohltätigkeit und auch nicht um Fragen einer glückenden Lebensführung.

Es bleibt noch zu klären, *inwiefern* sich die Ethik mit den genannten Themen (Lebensführung, Gerechtigkeit und Wohlwollen) beschäftigt. George Edward Moore (1970) schreibt in seinen *Principia Ethica*, Ethik sei die Erörterung der Frage "Was ist gut?" und "Was ist schlecht?" (p. 31). In allen ethischen Aussagen ist demnach von gut und/oder schlecht die Rede. Der Satz lässt sich allerdings nicht umkehren, denn gut und schlecht sind Kategorien, die wir auch bei nicht-moralischen Urteilen gebrauchen (vgl. Frankena 1981, p. 98ff.), zum Beispiel bei ästhetischen oder technischen Urteilen. Das *moralisch* Gute muss daher genauer spezifiziert werden. In Anlehnung an Tugendhat können wir sagen, das moralisch Gute gelte *schlechthin*, d.h. ohne Einschränkung, während das aussermoralisch Gute nur in bezug auf einen bestimmten Zweck oder als Mittel zu einem Zweck gut ist. Es ist schlechterdings gut, gerecht und wohlwollend zu sein, während es nur im Hinblick auf bestimmte Zwecke gut ist, ein Segelboot manövrieren oder Mundharmonika spielen zu können. Charakteristisch für moralische Fragen ist folglich, dass sie sich nicht auf Teil-

aspekte des Menschen beziehen, sondern auf den Menschen in seiner Ganzheit, d.h. auf den Menschen *als Menschen*.

Des weitern ist charakteristisch für den Standpunkt der Moral, dass er von universaler Bedeutung ist: Die Begründung moralischer Prinzipien muss Bezug nehmen auf sämtliche zur Vernunft fähigen Menschen. Es gibt keine sozialen Grenzen für die Moral. Nur solche Regeln gelten als moralisch begründet, die von einer *beliebigen* Person befolgt werden können. Der Massstab des moralisch Guten ist insofern die Perspektive einer *beliebigen* Person der universalen Gemeinschaft aller Menschen.<sup>2</sup>

### III.

Aus diesen Definitionen folgt, dass es keine spezifische Moral des Sports geben kann. Wo der Sport moralisch relevant ist, da geht es um den Sportler und die Sportlerin als *Menschen*, und es geht um die *Gemeinschaft aller Menschen*. Darin zeigt sich die *Affinität* des Sports zum Standpunkt der Moral. Ich beschränke mich in meinen Ausführungen auf den Leistungs- und Wettkampfsport. Leistung und Wettkampf implizieren als korrelativen Begriff die Gleichheit (vgl. Krockow 1972, 1974, p. 42ff.). Im Sport sollen alle – ausnahmslos alle – die gleiche *formale* Chance haben, sich mit anderen zu messen und ihre Überlegenheit unter Beweis zu stellen. Insofern wirkt der Sport nivellierend und egalisierend. Merkmale wie Rasse, ethnische Herkunft, sozialer Status, Religion, Region, Alter oder Geschlecht haben keine Bedeutung.<sup>3</sup> Deshalb wird der Sport völkerverbindend genannt, obwohl eigentlich auch die Nationalität bzw. die Volkszugehörigkeit kein sportliches Kriterium ist und es daher korrekterweise "menschenverbindend" heissen müsste. Der

---

<sup>2</sup> Man kann es auch so formulieren, dass die universalistischen Ethiken von der Fiktion ausgehen, die Menschen müssten ihr Zusammenleben so gestalten, als wären sie einander und sich selber fremd. Rawls hat diese Intuition der Fremdheit zum Ansatzpunkt seiner (politischen) Theorie der Gerechtigkeit gewählt (vgl. Rawls 1979). Wenn wir weder uns selbst noch die anderen, mit denen wir Umgang pflegen, persönlich kennen, dann ist es rational, dass wir uns von einer abstrakten Idee der Gerechtigkeit leiten lassen.

<sup>3</sup> Gewisse Ausnahmen bestehen in bezug auf Geschlecht und Alter sowie einige andere partikuläre Merkmale (vgl. unten).

Sport entspricht dem Universalismus der moralischen Prinzipien. Dadurch erweckt er den Eindruck, moralisch relevant zu sein.

Aus der Nivellierung der partikularen Momente menschlicher Herkunft, Religion, Rasse oder Nation ergibt sich eine prozedurale Gleichheit, d.h. eine Gleichheit der *Bedingungen* (Chancengleichheit) und der *Behandlung* – aber nicht eine Gleichheit im Sinne der Gleichverteilung von Gütern oder des Ausgleichs von Benachteiligungen. Als zweite These möchte ich daher formulieren: Die im Sport favorisierte Moral beschränkt sich auf die Startbedingungen im weiten Sinn des Wortes verstanden.<sup>4</sup> Während beim Start Gleichheit angesagt ist, gilt beim Ziel Ungleichheit. Jede Ex-Aequo-Klassifikation widerspricht der Logik des Wettkampfs. Die zum Teil exaltierte Präzision der Messmethodik im Sport (v.a. im Lauf- und Skisport) hat genau dies zum Zweck: die Vermeidung von Gleichrangierungen, da dadurch die Idee des Sports unterlaufen würde. Auf der Startlinie sollen alle gleich sein, beim Zieleinlauf sollen sie ungleich sein. Beides gehört *zwingend* zum Sport. Und weil *beides* zwingend zum Sport gehört, ist die moralische Relevanz des Sports beschränkt.

Am Ziel gibt es keine Moral, sondern nur Sieg und Niederlage. Es wäre geradezu unfair, wollte ein Sieger einen Verlierer an seinem Sieg partizipieren lassen und seine Medaille – sagen wir – mit dem Siebtplatzierten teilen. Der Sinn des Sports liegt in der Ungleichheit, die der Wettkampf erzeugt. Die Ungleichheit wird nicht, wie man von einem moralischen Standpunkt aus fordern könnte, ausgeglichen. Es gibt keine Bereinigung der sportiv erzeugten Differenz – nach dem Bedürfnisprinzip oder nach dem Prinzip der Umverteilung im Sinne des Sozialstaates. Der Sport kennt keine ausgleichende Gerechtigkeit. Zwar mag es noch hie und da Trostpreise geben, das gilt aber eher für den Amateursport als für den Hochleistungssport. Der Verlierer hat keinen

---

<sup>4</sup> Vgl. die "Regularität" der Durchführung eines Wettkampfes angesichts der sich u.U. rasch verändernden Bedingungen (Wetter, Windverhältnisse, Tageszeit, Piste u.ä.).

Anspruch auf Mitleid, Wohlwollen oder Barmherzigkeit.<sup>5</sup> Die Moral gilt für die Startlinie, am Ziel dominiert der Egoismus.<sup>6</sup>

Nun will ich nicht sagen, die Verliererinnen und Verlierer seien völlig sich selber überlassen. Ich sage nur, der Sport *als solcher* kenne keine moralische Instanz, die den Schaden ausgleichen könnte, der den Deklassierten widerfährt. Inzwischen gibt es jedoch ein umfangreiches Supportsystem, das einspringt, um das moralische Defizit des Sports auf der Zielgeraden oder beim Schlusspfeiff aufzufangen. Dazu gehört die Sportpsychologie, die sich in der Perspektive meiner Argumentation als Instrument der Kompensation des moralischen Defizits des Sports verstehen lässt – eine Deutung, die auch insofern nicht völlig abwegig ist, weil die Psychologie in unserer Gesellschaft generell Ersatzfunktion für traditionelle moralische Instanzen hat und zum grossen Teil auch die Trostfunktion der Religionen kompensiert. Der Sport als solcher hat denen, die beim Ansturm aufs Ziel auf der Strecke bleiben, nichts zu bieten. Darin liegt die Chance der Sportpsychologie, die über Methoden verfügt, die die Kränkungen ausgleichen lassen, die mit Niederlagen verbunden sind. Als dritte These möchte ich daher formulieren: Die Sportpsychologie ist Kompensation der strukturellen Amoral des Sports.

#### IV.

Wenn ich von einer *konstitutiven* Asymmetrie zwischen Start und Ziel spreche, dann könnte man einwenden, ausschlaggebend für den Sport sei allein der Zielbereich. In der Tat gibt es soziologische Analysen, die den Sport als gesellschaftliches Teilsystem verstehen, das nach einer ihm eigenen Logik verfährt. Dem System Sport soll nicht eine Moral zugrunde liegen, sondern

---

<sup>5</sup> Bette und Schimank sprechen von der "strukturellen Unbarmherzigkeit des Leistungssports" (Bette & Schimank 1995, p. 31).

<sup>6</sup> Wo bereits auf der Startlinie Differenz anerkannt wird, da zerfällt der Sport in segregierte Teilwelten: Amateure vs. Profis, Junioren vs. Senioren, Männer vs. Frauen, Behinderte vs. Nicht-Behinderte, Schwergewichte vs. Leichtgewichte, A-Liga vs. B-Liga etc. Dagegen haben Quoten (im Bezug auf Kontinente oder Nationen an Weltmeisterschaften oder olympischen Spielen), die auch unter der Perspektive der ausgleichenden Gerechtigkeit begründet sein können, einen leicht absurden Charakter.

ein Code, nämlich der Siegescode (vgl. Bette & Schimank 1995, p. 25f.). Alles, was im Sport Sinn mache, ermesse sich nach der Dichotomie von Sieg und Niederlage.

Diese theoretisch begründete Nivellierung der Asymmetrie von Start und Ziel führt unmittelbar zur Entmoralisierung des Sports. Wie schon Hans Lenk formulierte, zählt sich Fairness nicht in Erfolgen aus (vgl. Lenk 1974, p. 98). Ist die Währung des Sports *ausschliesslich* der Sieg, so gibt es letztlich keinen Grund, moralisch zu sein. Für die Moral steht allenfalls ein Fairnesspreis in Aussicht, der aber wird bestenfalls als Ersatzpreis empfunden (und wird oft gar nicht an Sportler, sondern an Funktionäre verliehen). "Dabeisein ist alles" lässt sich getrost vor dem Startschuss sagen. Auf der Ziellinie gilt eine andere Losung: "Sieg um jeden Preis".

Der Akzentverschiebung von der Moral der Startlinie zur Logik der Zielgeraden, eine Akzentverschiebung, die – wie erwähnt – auch theoretisch begründet wird, entspricht in der Praxis der Vormarsch des Doping. Doping wird gelegentlich als Konsequenz der Systemlogik des Sports bezeichnet. Doping sei in den "Strukturdynamiken" des Hochleistungssports angelegt (vgl. Bette & Schimank 1995, p. 21). Die "Eigenlogik spitzensportlichen Handelns" (ebd., p. 15) führe *unausweichlich* zum Gebrauch illegitimer Stimulanzien. Die Konkurrenz setze die Logik des Wettrüstens in Gang: Man dopt, um zu vermeiden, dass sich andere durch Doping einen Vorteil verschaffen.

Das Doping lässt zweifeln, ob dem Sport überhaupt eine moralische Bedeutung zukommt. Vom Prinzip der Wohltätigkeit haben wir bereits gesehen, dass es im Sport keine Bedeutung spielt. Als Rennen um Platz eins ist der Sport gnadenlos; Mitleid mit den Verlierern kennt er nicht. Wenn sich nun auch die Gerechtigkeit (Fairness) aus der Welt des Sports zurückziehen sollte, dann könnte nur mehr eine Ethik der Lebensführung dafür sorgen, dass dem Sport ein Stück Moral bleiben würde. Nur eine Moral der Lebenskunst könnte vor der totalen Entmoralisierung des Sports schützen.

Doch von dieser "humanistischen" Moral ist im Sport wenig zu sehen. Der Sport ist nicht dafür bekannt, dass er sich grosse Sorgen macht um das Lebensglück seiner Protagonisten – ausser ihr Wohlergehen stehe im Dienste der Leistung und des Sieges. Das aber ist eher psychologisch von Interesse als ethisch. Es gibt auch genügend Beispiele für die ruinösen Folgen, die der Sport für die Gesundheit von Athletinnen und Athleten haben kann. Während in den meisten Sportarten ein rigides Körpertabu (*noli me tangere*) gilt, wenn es um den Gegner oder die Mitspieler geht – deren Körper gilt als absolut tabu (mit gewissen Ausnahmen wie Boxen oder Eishockey)<sup>7</sup> –, steht die Beziehung des Athleten zu sich selbst ausserhalb jeder ethischen oder reglementarischen Kontrolle. Der Sport schützt die Körper der Athletinnen und Athleten vor *gegnerischen* Angriffen. Er schützt sie nicht vor den Attacken, die die Sportlerinnen und Sportler auf den *eigenen* Körper ausüben. Meine vierte These lautet daher: Der Sport kennt keine Moral der Lebensführung.

Brisant wird dieses moralische Vakuum, wenn es um die Nachwuchsförderung geht. Der heutige Spitzensport verlangt eine fast bedingungslose Unterwerfung unter die Logik des Siegescodes, d.h. eine biografische Festlegung mit zumeist unabsehbaren Konsequenzen. Kann eine solche Festlegung moralisch gerechtfertigt werden? Lässt sich die fast vollständige Ausrichtung eines individuellen Lebens über eine vergleichsweise kurze Zeit an einem einseitigen Ziel (eine Sportlerkarriere dauert im Durchschnitt zwischen 6 und 12 Jahren), und dies in jungen Jahren, moralisch rechtfertigen? Ist sportliche Frühförderung, die heute zum Teil bereits mit vier Jahren einsetzt, moralisch legitim, wenn wir in Rechnung stellen, dass mit einem späteren Erfolg nur in wenigen Fällen gerechnet werden kann?

---

<sup>7</sup> Selbst beim Stafettenlauf soll die Stabübergabe ohne Körperkontakt erfolgen. Beispiele, bei denen der Körperkontakt eine konstitutive Rolle spielt (wie Ringen oder Schwingen, Synchronschwimmen oder Paartanz) sind deshalb interessant, weil sie an der Grenze typischer Sportarten liegen. Das Ringen beispielsweise ist eine weit ältere (archaische) "Sportart" als zum Beispiel das Skeleton.



## V.

Ich möchte diese Fragen so stehen lassen und mache zum Schluss zwei Bemerkungen theoretischer Art und ziehe eine Schlussfolgerung praktischer Art.

Meine erste Bemerkung bezieht sich auf die Frage, weshalb der Sport eine so deutliche Entwicklung von einer moralischen Fairnessorientierung zum amoralischen Siegescode erlebt hat. Offensichtlich macht es einen Unterschied, ob wir die Welt des Sports von der Start- oder von der Ziellinie her betrachten. Der heutige Sport wird fast nur noch, jedenfalls wenn es sich um Spitzen- und Leistungssport handelt, aus der Perspektive der Ziellinie beurteilt. Vielleicht sind die Startgelder und Siegesprämien der eigentliche Grund für diese Entwicklung. Wie die psychologische Forschung zu den sogenannten paradoxen Wirkungen von Lob und Tadel zeigt, werden intrinsisch motivierte Tätigkeiten – und dazu gehören sportliche Handlungen zweifellos – pervertiert, wenn man sie extrinsisch verstärkt (vgl. Rheinberg 1998). Die Freude am Vollzug der Tätigkeit geht verloren und wird ersetzt durch die Folgen, die mit der Tätigkeit verbunden sind. Ökonomische Motive überformen das Leistungsmotiv und zersetzen den inneren Quellgrund der sportlichen Betätigung. Während der intrinsisch Motivierte gewinnen *will*, gilt für den extrinsisch Motivierten, dass er gewinnen *muss*.

Es wäre vermessen, wenn ich eine Rückkehr zum Amateurismus fordern wollte. Doch wenn dies nicht geht: Haben wir dann den moralischen Zerfall des Sports einfach hinzunehmen? Die Frage führt mich zu meiner zweiten Bemerkung. Vielleicht lässt sich dem Dopingproblem eine etwas optimistischere Deutung abringen. Der Umgang mit Doping zeigt nämlich, dass wir uns keineswegs in einem moralischen Ödland befinden. Doping scheint nicht ohne moralische Skrupel praktizierbar zu sein. Wie Menschen generell dazu neigen, ihre schlechten Taten zu kaschieren, indem sie sie umdeuten und zu normalisieren versuchen (vgl. Bandura 1979, 1990; Herzog 1991), zeigen dopende Sportlerinnen und Sportler eine Vielfalt von Strategien der moralischen Selbstentlastung (vgl. Bette & Schimank 1995, p. 214ff.). Von der Bagatellisierung über Ausreden bis zur Pseudolegitimation gibt es eine Fülle von

"Neutralisierungsrhetoriken", die eingesetzt werden, um die Unmoral des eigenen Handelns zu kaschieren. Wie pervers auch immer diese Umwertung der Werte sein mag, sie zeigt im Negativen, dass sich die Moral aus der Welt des Sports keineswegs zurückgezogen hat. Vielmehr wird sie korrumpiert von Motiven, die stärker sein können als die moralischen.

Wenn diese Analyse richtig ist, dann ergibt sich eine mögliche Strategie für die Sportpsychologie. Als *Wissenschaft* beschäftigt sie sich mit den Bedingungen der Verwirklichung oder Behinderung moralischen Verhaltens in sportlichen Feldern. Es ist eine ihrer Aufgaben, nach den Bedingungen moralischen Verhaltens im Sport zu fragen sowie insbesondere die Bedingungen der Korrumpierung des moralischen Bewusstseins von Sportlerinnen und Sportlern zu untersuchen. Als *Profession* hat die Sportpsychologie dafür zu sorgen, dass die Sportlerinnen und Sportler ihr moralisches Bewusstsein nicht (vollständig) verlieren.

Der Aufforderung, der Sportpsychologie "ethische Leitplanken" vorzugeben, würde ich also nicht dadurch nachkommen wollen, dass ich einen moralischen Appell an die Sportpsychologinnen und Psychologen richte, sondern die Sportpsychologie als Wissenschaft und Profession auffordere, mit ihren eigenen Mitteln, d.h. mit genuin psychologischen Mitteln, dafür zu sorgen, dass das moralische Bewusstsein und das moralische Urteilsvermögen der Athletinnen und Athleten durch den sportlichen Siegescode nicht vollständig zugeschüttet werden.

(Literaturverweise auf Anfrage)